

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

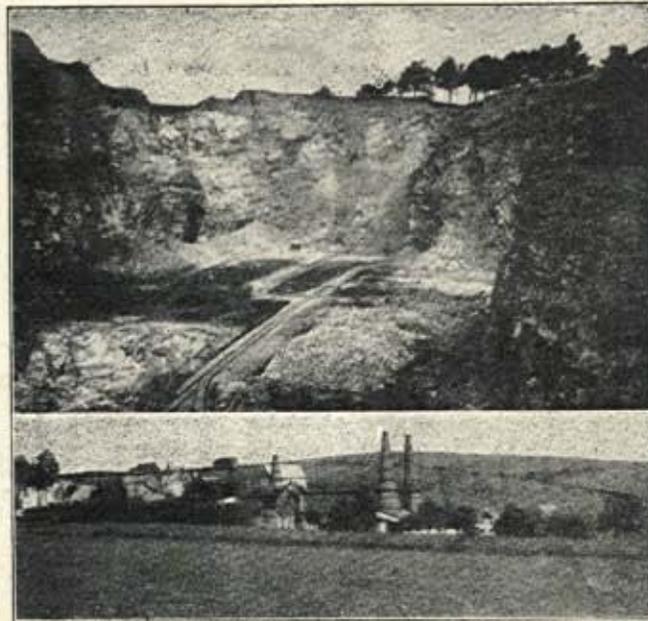
Nr. 15. — Sonntag, den 8. April 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Crottendorfer Marmor

Die geologische Spezialkarte des Fichtelberggebiets weist Eintragungen einer ganzen Reihe von Kalklagern auf, die heute jedoch meist nicht mehr zugänglich sind, mit Ausnahme derjenigen bei Unterwiesenthal und Crottendorf. Während die Unterwiesenthaler Vorkommen gegenwärtig noch abgebaut werden, ist der Crottendorfer Kalkstock schon nahezu vergessen, obgleich er in vielfacher Hinsicht Interesse beansprucht. Nicht nur den Geologen und Botaniker fesselt er, auch den Heimatgeschichtler zieht er an, denn der Crottendorfer Marmor hat ehemals eine gewisse Rolle in der Baugeschichte Sachsens gespielt.

Wann das Crottendorfer Kalklager aufgefunden wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Vermutlich reicht sein Abbau bis in jene Zeit zurück, als das Fichtelberggebiet noch unter der Botmäßigkeit der Herren von Schönburg auf Hartenstein stand. Darauf deutet einmal die Tatsache hin, daß die kurz nach dem Uebergang der oberen Grafschaft Hartenstein an Kurfürst August erlassene „Holzordnung für die Ämter Schwarzenberg und Crottendorf“ vom 8. Sept. 1560 bereits von dem „Kalkberg“ oberhalb Crottendorf spricht. Zum andern berichtet Christ. Lehmann in seinem „Historischen Schauplatz“: „Erstlich hat ihn der gar alte Hütten-Wirth, Leonhard Schmied, bey der Schönburgischen Herrschaft aufgenommen.“ Und an anderer Stelle schreibt er hinsichtlich der Kalkvor-



(Photos: M. Gemwel-Buchholz.)

Bild oben: Kalkbruch bei Hammer-Unterwiesenthal.
Bild unten: Kalkwerk Hammer-Unterwiesenthal.



Crottendorfer Marmorbruch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

kommen zwischen Crottendorf und Unterwiesenthal: „Sonst bin ich auch von alten Leuten berichtet, daß auch unsern des Marmorbruchs über Neudorf vorzeiten ein Kalk-Ofen gestanden, und sonderlich auf dem Stümpel, einem so genannten Gebirge gegen Unterwiesenthal, wohl 12 Kalk-Ofen gewesen, davon die böhmischen Edelleute den Kalk zur Erbauung ihrer so vielfältigen Schlösser abführen lassen.“

Größere Bedeutung gewannen diese Kalklager, als man ihre Verwendbarkeit für architektonische und bildhauerische Zwecke erkannte. Den Anstoß hierzu gab Kurfürst August, der verschiedene von ihm beschäftigte Künstler beauftragte, seine Länder nach edlen Gesteinen zu durchforschen. Im Verlauf dieser Bemühungen wurde eine ganze Reihe von abbauwürdigen Marmorvorkommen in Sachsen entdeckt. Hinsichtlich unserer Fundstellen gebührt dieses Verdienst dem Steindrechler David Hirschfelder, der 1575 den Crottendorfer Kalk als Marmor erkannte. Allerdings blieb seine Entdeckung zunächst noch ohne praktische Folgen.

Ueber das äußere Aussehen des Gesteins sagt Lehmann: „Der Marmor siehet aus wie ein Kiesel-Stein mit spieglichten Sprengfeln, an der Farbe schön weiß, an der Schwere und Härte wie ein anderer Stein.“ Weiterhin berichtet er von einem zweiten Marmorbruch in der Nähe von Kretscham-Rothenshma, der allerdings nicht zu Tage ausstrich und schon lange verstorzt ist: „Dort

bricht der Marmor zwar auch in ziemlich grossen Stücken, sehr weiss und glänzend, aber nicht so stark und mächtig wie der andere, doch schöner an weiss und blauer Farbe.“ 1659 beauftragte der Landbaumeister Wolf Kaspar v. Klengel auf Befehl Kurfürst Johann Georgs II. die Brüche und gab ein Gutachten ab, in dem es u. a. heisst: „Ist sehr klar an Granito und wird in der Tiefe immer härter. Dieser Marmor ist auch sehr ganz und schneeweiss, auch in allen von solcher Perfection, daß er dem schönsten aus Graecien und Archipelagischen Inseln nichts bevorzugen wird.“ Schliesslich sei noch auf die Ausführungen hingewiesen, die der Berggrat v. Charpentier in seiner 1778 erschienenen „Mineralogischen Geographie der Chursächsischen Lande“ betreffs der Marmorlager am Fichtelberg macht. Mit Bezug auf die Unterwiesenthaler Fundstellen schreibt er: „Viele senkrechte Klüfte, die den Marmor nach allen Richtungen durchschneiden, verhindern, daß ganze Massen von einigen Ellen in der Länge gebrochen werden könnten. Der Marmor ist grobkörnig, von schöner weisser Farbe, und hat zu einer guten Politur gnügliche Härte.“ Nachdem er das Vorkommen bei Kretscham mit einigen Worten gestreift hat, kommt er auf den Crottendorfer Bruch zu sprechen: „Der Bau und die natürliche Beschaffenheit dieses Lagers ist mit den vorher beschriebenen übereinstimmend. Doch sind hier schon einige Lager von der Stärke, daß ganze vollkommene Statuen von gehöriger Grösse daraus gebrochen werden können. An der schönen weissen Farbe kommt zwar dieser Crottendorfer dem bey Bärenloh (d. i. Hammerunterwiesenthal) und rothen Sehm nicht bey, desto mehr aber übertrifft er ihn an Härte und Feinheit des Kornes. Einige Orte zeigen hier und da röthlich gefärbte Stücken; auch ist er zuweilen mit dunkelgrauen Streifen durchzogen.“

Der planmäßige Abbau des Crottendorfer Marmorlagers begann erst etwa ein Jahrzehnt nach seiner Auffindung, und zwar auf Anregung des Welschschweizers Johann Maria Rosseni, der als Bildhauer und Architekt am Hof des Kurfürsten August wirkte. 1580 deutete er seinem Herrn den Plan zu einem großartigen Grabmal für die Wettiner an, wobei er ausdrücklich auf Sachsens Reichthum an edlen Gesteinen hinwies. In einem Brief Rossenis aus jener Zeit heisst es: „Wenn auch E. Ch. Gn. etwa ein ewiges Gedächtnis oder ander Werk zurichten lassen, sonderlichen weil in E. Ch. Gn. Landen so herrliche, schöne Steine gefunden werden, darüber ich etliche zierliche und künstliche Abrisse, wenn ich weis, was es sein soll, zurichten würde, aus welchen E. Ch. Gn. einen erwählen und auslesen könnten.“ Dieser Vorschlag wurde unter dem prunkliebenden Kurfürsten Christian I. wieder aufgenommen und gewann in der Begräbniskapelle des Freiburger Doms Gestalt. Das Material zu diesem bedeutendsten Werk frühbarocker Bau- und Bildniskunst auf sächsischem Boden entstammt den Marmorbrüchen am Fürstenberg bei Schwarzenberg, im Crottendorfer Wald, bei Kallgrün und Wildenfels; ferner lieferte Zöblitz seinen prächtigen Serpentin und Weissensee in Thüringen schimmernden Marmor.

1587 wurde der Crottendorfer Bruch in Betrieb genommen. Ueber die eigentliche Brecharbeit jagt ein alter Bericht: „Wenn der Marmor gewonnen werden sollte, so haueten die Steinbrecher um das Stück, welches sie herauszunehmen willens waren, eine Spur, in dieselbe setzten sie erstlich kleine und schwache, hernach grosse und dicke eiserne Keile, von dem besten Eisen gemacht, und gaben gute Achtung, daß sie mit denen Fäusteln alle zugleich auf einmahl auf die Keile schlugen und trafen. Und wenn sie nun zugleich so offt geschlagen, so lösete sich das Stück ganz abe, und zersprang nicht. Alsdann schafften sie ein solches Stück, auf Walzen, aus dem Bruch heraus.“ Die Weiterbearbeitung erfolgte in einer Hütte, die Rosseni in unmittelbarer Nähe des Bruches errichten ließ. Dort hämmerten und werkten 30–40 Steinmehnen und haben „die Statuen und Tafeln zugerichtet, so helle, daß man sich fast darinnen bespiegeln kan.“ „Dazumahl haben die Bildhauer,“ erzählt Lehmann, „zum Gedächtnis eine ganze Schüssel aus einem grossen Stück gehauen, die drey Ellen breit, und 9 Ellen in der Rundung gewesen, auf 36 Centner schwer.“

Eine zweite Blütezeit erlebte der Crottendorfer Bruch unter Johann Georg II., der 1659, wie erwähnt, die Fundstätten durch

den Landbaumeister v. Knebel untersuchen ließ. 1662 besuchte der Landesherr den Bruch am Kallberg in eigener Person und ordnete bei dieser Gelegenheit an, die genannte Schale nach Dresden zu schaffen. Dieser Transport wurde im folgenden Winter mit Hilfe eines besonders starken, eigens für diesen Zweck gebauten Schlittens glücklich durchgeführt. Die Werkstätte am Bruch wurde erneuert und wieder hallte der Klang der Hämmer durch den Bergwald. Zwei Bruchmeister aus Zöblitz führten die Aufsicht über 15–18 Handlanger, welche die Blöcke brachen und mit „Binden, Brechstangen und andern Hebezeug“ nach der Werkstätte beförderten, in der „zwey welsche Steinmehnen“ im Auftrag des Kurfürsten arbeiteten. Einer von ihnen starb in Crottendorf und wurde dort begraben.

Es war bereits von der Freiburger Fürstengruft die Rede. Aber auch bei anderen Monumentalbauten diente der Crottendorfer Marmor als Werkstoff; so bei der katholischen Hofkirche in Dresden, dem grossen Manufakturhaus in Plauen; ja sogar beim Bau des Reichstagsgebäudes fand er Verwendung. Von Bildwerken, die aus ihm geschaffen wurden, seien die Denkmäler König Friedrich Augusts I. und Selters in Leipzig erwähnt. Im 17. und 18. Jahrhundert gingen beachtliche Mengen ins Ausland, namentlich nach Dänemark und den Niederlanden, aber seltamerweise auch nach Italien.

Der Abbau der sächsischen Marmorbrüche wurde ursprünglich als Privileg verliehen. Der erste Inhaber dieses Vorrechts war Rosseni, dem es 1590 zunächst auf 20 Jahre, 1606 aber auf Lebenszeit verliehen wurde. Ihm folgte der Generalzeugmeister Johann Melchior Ritter v. Schwalbach u. a. 1754 übernahm der Staat die Ausbeutung selbst. Die Bildhauer liessen den Stein auf ihre Kosten brechen und mußten für die Geviertelle 12 Groschen Gebühren an das Rentamt in Schwarzenberg entrichten. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war der Bruch bereits auf 40 und mehr Fuß Tiefe niedergekommen und hatte erheblich unter Wasserzudrang zu leiden, so daß die Regierung 1802 einen Entwässerungstollen anlegte. 1818 waren in Crottendorf vier Bildhauer tätig, doch schon ein Jahrzehnt später war ihre Zahl auf die Hälfte gesunken. Sie fertigten vor allem Grabsteine, Urnen, Marmorplatten und ähnliche Arbeiten an. Um 1800 unterhielten sie noch ein Verkaufslager in Leipzig, in dem u. a. auch eingelegte Möbel sowie Steindrechslerarbeiten zur Schau gestellt waren. Doch die Glanzzeiten des Crottendorfer Marmors waren vorüber, zumal dieser nur mehr in kleineren rüßfreien Stücken gewonnen wurde. Wohl beabsichtigte die Regierung in den 1850er Jahren auf Veranlassung des Königs Johann, die sächsischen Marmorbrüche lebhafter zu betreiben, indes verliefen die geplanten Massnahmen im Sand. Der Bruch wurde noch ein halbes Jahrhundert als Kallbruch weiter betrieben, bis er Anfangs dieses Jahrhunderts endgültig stillgelegt wurde.

W. L.

Schrifttum: Christ. Lehmann, Historischer Schauplatz Leipzig 1699. — Richter, Chronica der freien Berg-Stadt St. Annaberg, I. II. Annaberg 1746. — v. Charpentier, Mineralogische Geographie der Chursächsischen Lande, Leipzig 1778. — R. A. Engelhardt, Erdbeschreibung von Kurachsen, Bd. I, Leipzig 1804. — A. Schumann, Postlegiton von Sachsen, Bd. V u. XVII, Zwickau 1818 u. 1830. — H. Gebauer, Die Volkswirtschaft im Kar. Sachsen, Bd. II, Dresden 1893.

Der Schimmelreiter

7

Don Theodor Storm

Da hörte der Knecht Iven das Anlegen des Bootes am diesseitigen Ufer, und bald sah er aus der Dämmerung den Jungen gegen sich am Deich heraufsteigen. „Run, Carsten,“ frug er, „was war es?“

Der Junge schüttelte den Kopf. „Nichts war es!“ sagte er. „Noch kurz vom Boot aus hatte ich es gesehen; dann aber, als ich auf der Hallig war — weiß der Hentel, wo sich das Tier verkrochen hatte, der Mond schien doch hell genug; aber als ich

an die Stelle kam, war nichts da als die bleichen Knochen von einem halben Duzend Schafen, und etwas weiter lag auch das Pferdegerippe mit seinem weißen, langen Schädel und ließ den Mond in seine leeren Augenhöhlen scheinen!

„Hm!“ meinte der Knecht; „hast auch recht zugehört?“

„Ja, Iven, ich stand dabei; ein gottvergessener Kiewit, der hinter dem Gerippe sich zur Nachtruhe hingeduckt hatte, flog schreiend auf, daß ich erschrak und ein paarmal mit der Peitsche hintennach klatschte.“

„Und das war alles?“

„Ja, Iven; ich weiß nichts mehr.“

„Es ist auch genug.“ sagte der Knecht, zog den Jungen am Arm zu sich heran und wies hinüber nach der Hallig. „Dort, siehst du etwas, Carsten?“

— „Wahrhaftig, da geht's ja wieder!“

„Wieder?“ sagte der Knecht; „ich hab' die ganze Zeit hinübergeschaut, aber es ist gar nicht fortgewesen; du gingst ja gerade auf das Unwesen los!“

Der Junge starrte ihn an; ein Entsetzen lag plötzlich auf seinem so kecken Angesicht, das auch dem Knecht nicht entging. „Komm!“ sagte dieser, „wir wollen nach Haus; von hier aus geht's wie lebzig, und drüben liegen nur die Knochen — das ist mehr, als du und ich begreifen können. Schweig aber still davon, man darf dergleichen nicht verreden!“

So wandten sie sich, und der Junge trabte neben ihm; sie sprachen nicht, und die Marsch lag in lautlosem Schweigen an ihrer Seite.

— — Nachdem aber der Mond zurückgegangen und die Nächte dunkel geworden waren, geschah ein anderes.

Hauke Haien war zur Zeit des Pferdemarktes in die Stadt geritten, ohne jedoch mit diesem dort zu tun zu haben. Gleichwohl, da er gegen Abend heimkam, brachte er ein zweites Pferd mit sich nach Hause; aber es war rauhaarig und mager, daß man jede Rippe zählen konnte, und die Augen lagen ihm matt und eingefallen in den Schädelhöhlen. Elke war vor die Haustür getreten, um ihren Ehesiebsten zu empfangen: „Hilf Himmel!“ rief sie, „was soll uns der alte Schimmel?“ Denn da Hauke mit ihm vor das Haus geritten kam und unter der Esche hielt, hatte sie gesehen, daß die arme Kreatur auch lahme.

Der junge Deichgraf aber sprang lachend von seinem braunen Wallach: „Laß nur, Elke; es kostet auch nicht viel!“

Die kluge Frau erwiderte: „Du weißt doch, das Wohlfeilste ist auch meist das Teuerste.“

— „Aber nicht immer, Elke; das Tier ist höchstens vier Jahre alt; sieh es dir nur genauer an! Es ist verhungert und mißhandelt; da soll ihm unser Hafer gut tun; ich werd' es selber versorgen, damit sie mir's nicht überfüttern.“

Das Tier stand indessen mit gesenktem Kopf; die Mähnen hingen lang am Hals herunter. Frau Elke, während ihr Mann nach den Knechten rief, ging betrachtend um daselbe herum; aber sie schüttelte den Kopf: „So eins ist noch nie in unserem Stall gewesen!“

Als jetzt der Dienstjunge um die Hausecke kam, blieb er plötzlich mit erschrockenen Augen stehen. „Nun, Carsten,“ rief der Deichgraf, „was fährt dir in die Knochen? Gefällt dir mein Schimmel nicht?“

„Ja — o ja, un' Weert, warum denn nicht!“

— „So bring die Tiere in den Stall; gib ihnen kein Futter; ich komme gleich selber hin!“

Der Junge faßte mit Vorsicht den Halfter des Schimmels und griff dann hastig, wie zum Schutze, nach dem Zügel des

ihm ebenfalls vertrauten Wallachs. Hauke aber ging mit seinem Weibe in das Zimmer; ein Barmbier hatte sie für ihn bereit, und Brot und Butter waren auch zur Stelle.

Er war bald gesättigt; dann stand er auf und ging mit seiner Frau im Zimmer auf und ab. „Laß dir erzählen, Elke,“ sagte er, während der Abendschein auf den Nacheln an den Wänden spielte, „wie ich zu dem Tier gekommen bin; ich war wohl eine Stunde beim Oberdeichgrafen gewesen; er hatte gute Kunde für mich — es wird wohl dies und jenes anders werden als in meinen Rissen; aber die Hauptsache, mein Profil, ist akzeptiert, und schon in den nächsten Tagen kann der Befehl zum neuen Deichbau da sein!“

„Elke seufzte unwillkürlich: „Also doch?“ sagte sie sorgenvoll.“

„Ja, Frau,“ entgegnete Hauke; „hart wird's hergehen; aber dazu, denk' ich, hat der Herrgott uns zusammengebracht! Unsere Wirtschaft ist jetzt so gut in Ordnung; ein groß Teil kannst du schon auf deine Schultern nehmen; denk nur um zehn Jahre weiter — dann stehen wir vor einem anderen Besitz.“

Sie hatte bei seinen ersten Worten die Hand ihres Mannes versichernd in die ihrigen gepreßt, und seine letzten Worte konnten sie nicht erfreuen. „Für wen soll der Besitz?“ sagte sie. „Du müßtest denn ein ander Weib nehmen; ich bring' dir keine Kinder.“

Tränen schossen ihr in die Augen; aber er zog sie fest in seine Arme: „Das überlassen wir dem Herrgott,“ sagte er: „jetzt aber und auch dann noch sind wir jung genug, um uns der Früchte unserer Arbeit selbst zu freuen.“

Sie sah ihn lange, während er sie hielt, aus ihren dunklen Augen an. „Verzeih, Hauke,“ sprach sie; „ich bin mitunter ein verzagt Weib!“

Er neigte sich zu ihrem Antlitz und küßte sie: „Du bist mein Weib und ich dein Mann, Elke! Und anders wird es nun nicht mehr.“

Da legte sie die Arme fest um seinen Nacken: „Du hast recht, Hauke, und was kommt, kommt für uns beide.“ Dann löste sie sich errötend von ihm. „Du wolltest von dem Schimmel mir erzählen,“ sagte sie leise.

„Das wollt' ich, Elke. Ich sagte dir schon, mir war Kopf und Herz voll Freude über die gute Nachricht, die der Oberdeichgraf mir gegeben hatte; so ritt ich eben wieder aus der Stadt hinaus, da, auf dem Damm, hinter dem Hasen, begegnet mir ein rupziger Kerl; ich wußt' nicht, war's ein Bagabund, ein Kesselflicker oder was denn sonst. Der Kerl zog den Schimmel am Halfter hinter sich; das Tier aber hob den Kopf und sah mich aus blöden Augen an; mir war's, als ob es mich um etwas bitten wolle; ich war ja auch in diesem Augenblick reich genug. „He, Landsmann!“ rief ich, wo wollt' Ihr mit der Kracke hin?“

Der Kerl blieb stehen und der Schimmel auch. „Verkaufen!“ sagte jener und nickte mir listig zu.

„Nur nicht an mich!“ rief ich lustig.

„Ich denke doch!“ sagte er; „das ist ein wacker Pferd und unter hundert Talern nicht bezahl.“

Ich lachte ihm ins Gesicht.

„Nun,“ sagte er, „lacht nicht so hart; Ihr sollt's mir ja nicht zahlen! Aber ich kann's nicht brauchen, bei mir verkommt's; es würde bei Euch bald ein ander Ansehen haben!“

Da sprang ich von meinem Wallach und sah dem Schimmel ins Maul, und sah wohl, es war noch ein junges Tier. „Was soll's denn kosten?“ rief ich, da auch das Pferd mich wiederum wie bittend ansah.

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Seele

ist tatsächlich vorhandener Wille des Ewigen, der freilich sinnlich nicht wahrnehmbar, doch zeit- und raumlos bleibt. Sie wohnt in jeder Menschengestalt und ist dort nur bestimmt in Zeit und Raum planmäßig zu wirken. Ziehe aus einem Brunnen Wasser, ob viel oder wenig, jeder Tropfen bleibt seinem Wesen nach Wasser. So bleibt auch Deine Seele, gleichviel ob viel oder wenig Seele, in Dir wohnt, ein Funke von Gottes unsterblichem Geist. Er begleitet Dich auf Deiner Wanderung irdischen Daseins und wirkt in Dir zu ganz bestimmtem Zweck und Ziel. Darum trage die Seele sorgsam auf Deinen Händen aus dieser Zeit in die Ewigkeit!

Siegfried Seidel.

Bilder aus aller Welt



Das Haus der deutschen Kunst im Werden

Die Bauarbeiten für das neue Haus der deutschen Kunst in München, das bekanntlich an die Stelle des niedergebrannten Glaspalastes tritt, sind in vollem Gange. Auf unserem Bilde sieht man im Hintergrund die auf dem Baugelände errichtete Probewand, mit der die architektonische Wirkung erprobt werden soll.

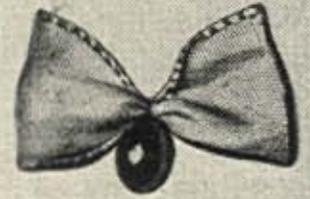
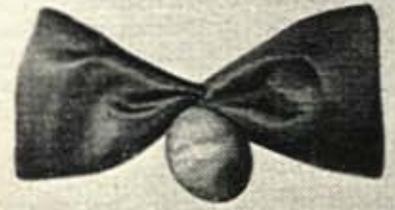


Osterflugtag in Tempelhof

Anlässlich eines Volksflugtages der NSDAP. und DAF. auf dem Flughafen Tempelhof hielt Joh. Engel von der Junkermaschine aus eine Ansprache.

Brauner Frack erlaubt

Das bayrische Wirtschaftsministerium hat jetzt entschieden, daß Frack und Smoking in brauner Farbe dem Gesetz zum Schutze der nationalen Symbole nicht widersprechen und somit statthaft sind. Zum braunen Frack wird weiße Frackweste und Binde getragen, das Beinkleid ist schwarz mit braunem Galon. Zum braunen Smoking dagegen ist eine schwarze Binde vorgeschrieben. Mitglieder der NSDAP. tragen das Parteiabzeichen auf dem Seidenspiegel.



Abzeichen aus Bernstein

Die Innere Mission der Evangelischen Kirche veranstaltet vom 14. bis zum 20. April eine Opferwoche, in der diese Abzeichen aus Bernstein verkauft werden, mit dem Ziel, zugleich auch eine Belebung der Bernsteinindustrie herbeizuführen.



Riesenbrand in Berlin-Neukölln

In einer Möbelfabrik in Berlin-Neukölln brach, wie wir in der „D. Z.“ bereits ausführlich berichteten, ein Brand aus, der mit rasender Schnelligkeit um sich griff. Die ganze Umgebung war bald in eine ungeheure Rauchwolke gehüllt, aus der die Flammen herauschlügen. Das Gebäude brannte mit allen Holzvorräten bis auf die Grundmauern nieder.



Stilleben in der Technik

Unsere Aufnahme oben rechts zeigt riesige Kondensatoren und mächtige Kabel in friedlichem Nebeneinander in einem Kabelwerk der AEG., ein Bild, welches beweist, daß moderne Technik nicht nur zweckmäßig, sondern auch schön sein kann.



Kampf gegen den Kornkäfer

Einer der größten Schädlinge der Landwirtschaft ist der Kornkäfer, der allein in Deutschland jährlich für 100 Millionen Mark Getreide vernichtet. In der Versuchstation für Getreideanbau in Berlin ist jetzt eine besondere Abteilung eingerichtet worden, die die Bekämpfung dieses Schädlings zur Aufgabe hat. Unser nebenstehendes Bild zeigt einen Haufen Getreidekörner, der von den Käfern zerfressen wurde.



Neues Hoheitsabzeichen bei Polizei und Reichswehr

Sowohl die Reichswehr als auch die Polizei tragen von nun an statt der Landeskofarde an der Mütze das Hoheitsabzeichen der NSDAP. Unsere Bilder zeigen links die Reichswehrmütze mit dem neuen Hoheitsabzeichen, rechts das Hoheitsabzeichen der preussischen Polizei, nach einem Entwurf von Paul Casberg.



(Fortsetzung des Romans von Seite 3.)

„Herr, nehmt's für dreißig Taler!“ sagte der Kerl, „und den halften geb' ich Euch darein!“

„Und da, Frau, hab' ich dem Burschen in die dargebotene braune Hand, die fast wie eine Klaue ausah, eingeschlagen. So haben wir den Schimmel, und ich dent' auch, wohlfeil genug! Wunderlich nur war es, als ich mit den Pferden wegritt, hör' ich bald hinter mir ein Lachen, und als ich den Kopf wandte, sah ich den Slowaken; der stand noch sperrbeinig, die Arme auf dem Rücken, und lachte wie ein Teufel hinter mir darein.“

„Pfui,“ rief Elke, „wenn der Schimmel nur nichts von seinem alten Herrn zubringt! Mög' er dir gedeihen, Hauke!“

„Er selber soll es wenigstens, soweit ich's leisten kann!“ Und der Deichgraf ging in den Stall, wie er vorhin dem Jungen es gesagt hatte.

— Aber nicht allein an jenem Abend fütterte er den Schimmel, er tat es fortan immer selbst und ließ kein Auge von dem Tiere; er wollte zeigen, daß er einen Priesterhandel gemacht habe; jedenfalls sollte nichts versehen werden. — Und schon nach wenig Wochen hob sich die Haltung des Tieres; allmählich verschwanden die rauhen Haare; ein blankes, blau gepflegtes Fell kam zum Vorschein, und da er es eines Tages auf der Hofstatt herumführte, schritt es schlank auf seinen festen Beinen. Hauke dachte des abenteuerlichen Verkäufers: „Der Kerl war ein Narr oder ein Schuft, der es gestohlen hatte!“ murmelte er bei sich selber. — Bald auch, wenn das Pferd im Stall nur seine Schritte hörte, warf es den Kopf herum und wicherte ihm entgegen; nun sah er auch, es hatte, was die Araber verlangen, ein fleischloses Angesicht; daraus blühten ein Paar feurige braune Augen. Dann führte er es aus dem Stall und legte ihm einen leichten Sattel auf, aber kaum sah er droben, so fuhr dem Tier ein Wiehern wie ein Lustschrei aus der Kehle; es flog mit ihm davon, die Werst hinab auf den Weg und dann dem Deiche zu; doch der Reiter sah fest, und als sie oben waren, ging es ruhiger, leicht, wie tanzend, und warf den Kopf dem Meere zu. Er klopfte und streichelte ihm den blanken Hals, aber es bedurfte dieser Liebkosung schon nicht mehr; das Pferd schien völlig eins mit seinem Reiter, und nachdem er eine Strecke nordwärts den Deich hinausgeritten war, wandte er es leicht und gelangte wieder an die Hofstatt.

Die Knechte standen unten an der Auffahrt und warteten der Rückkunft ihres Wirtes. „So, John,“ rief dieser, indem er von seinem Pferde sprang, „nun reite du es in die Fenne zu den anderen, es trägt dich wie in einer Wiege!“

Der Schimmel schüttelte den Kopf und wicherte laut in die sonnige Marschlandschaft hinaus, während ihm der Knecht den Sattel abschmalte und der Junge damit zur Geschirrkammer lief; dann legte er den Kopf auf seines Herrn Schulter und dudete behaglich dessen Liebkosung. Als aber der Knecht sich jetzt auf den Rücken schwingen wollte, sprang er mit einem jähen Satz zur Seite und stand dann wieder unbeweglich, die schönen Augen auf seinen Herrn gerichtet. „Hoho, Iven,“ rief dieser, „hat er dir Leids getan?“ und suchte seinen Knecht vom Boden aufzuhelfen.

Der rieb sich eifrig an der Hüfte: „Rein, Herr, es geht noch; aber den Schimmel reit' der Teufel!“

„Und ich!“ setzte Hauke lachend hinzu. „So bring ihn am Zügel in die Fenne!“

Und als der Knecht etwas beschämt gehorchte, ließ sich der Schimmel ruhig von ihm führen.

Einige Abende später standen Knecht und Junge miteinander vor der Stalltür; hinterm Deiche war das Abendrot erloschen, innerhalb desselben war schon der Koog von tiefer Dämmerung überwallt; nur selten kam aus der Ferne das Gebrüll eines aufgeregten Kindes oder der Schrei einer Lerche, deren Leben unter dem Ueberfall eines Wiesels oder einer Wasserratte endete. Der Knecht lehnte gegen den Türpfosten und rauchte aus einer kurzen Pfeife, deren Rauch er schon nicht mehr sehen konnte; gesprochen hatte er und der Junge noch nicht zusammen. Dem letzteren aber drückte etwas auf die Seele, er wußte nur nicht, wie er dem schweigsamen Knechte ankommen sollte. „Du, Iven!“ sagte er endlich, „weißt du, das Pferdegeripp auf Iverssand!“

„Was ist damit?“ frag der Knecht.

„Ja, Iven, was ist damit? Es ist gar nicht mehr da, weder Tages noch bei Mondenschein; wohl zwanzigmal bin ich auf den Deich hinausgelaufen!“

„Die alten Knochen sind wohl zusammengepoltert?“ sagte Iven und rauchte ruhig weiter.

„Aber ich war auch bei Mondschein draußen; es geht auch drüben nichts auf Iverssand!“

„Ja,“ sagte der Knecht, „sind die Knochen auseinandergefallen, so würds wohl nicht mehr aufstehen können!“

„Mach keinen Späß, Iven! Ich weiß jetzt, ich kann dir sagen, wo es ist!“

Der Knecht drehte sich jäh zu ihm: „Nun, wo ist es denn?“

„Wo?“ wiederholte der Junge nachdrücklich. „Es steht in unserem Stall; da steht's, seit es nicht mehr auf der Hallig ist. Es ist auch nicht unsonst, daß der Wirt es allzeit selber füttert; ich weiß Bescheid, Iven!“

Der Knecht pastete eine Weile heftig in die Nacht hinaus. „Du bist nicht klug, Carsten,“ sagte er dann; „unser Schimmel? Wenn je ein Pferd ein lebendiges war, so ist es der! Wie kann so ein Allerweltsjunge wie du in solch Altem-Weiberglauben sizen!“

Aber der Junge war nicht zu befehlen; wenn der Teufel in dem Schimmel steckte, warum sollte er dann nicht lebendig sein? Im Gegenteil, um desto schlimmer! — Er fuhr jedesmal erschreckt zusammen, wenn er gegen Abend den Stall betrat, in dem auch sommers das Tier mitunter eingestellt wurde, und es dann den feurigen Kopf so jäh nach ihm herumwarf. „Hol's der Teufel,“ brummte er dann; „wir bleiben auch nicht mehr lange zusammen!“

So tat er sich dann heimlich nach einem neuen Dienste um, kündigte und trat um Allerheiligen als Knecht bei Ole Peters ein. Hier fand er andächtige Zuhörer für seine Geschichte von dem Teufelspferd des Deichgrafen; die dicke Frau Bollina und deren geistesstumpfer Vater, der früher Deichgevollmächtigter Jes Harders, hörten in behaglichem Grufeln zu und erzählten sie später allen, die gegen den Deichgrafen einen Groll im Herzen oder die an derart Dingen ihr Gefallen hatten.

* * *

Inzwischen war schon Ende März durch die Oberdeichgrafschaft der Befehl zur neuen Eindichtung eingetroffen. Hauke berief zunächst die Deichgevollmächtigten zusammen, und im Krüge oben bei der Kirche waren eines Tages alle erschienen und hörten zu, wie er ihnen die Hauptpunkte aus den bisher erwachsenen Schriftstücken vorlas, aus seinem Antrage, aus dem Bericht des Oberdeichgrafen, zuletzt den schließlichen Bescheid, worin vor allem auch die Annahme des von ihm vorgeschlagenen Profils enthalten war, und der neue Deich nicht steil wie früher, sondern allmählich verlaufend nach der Seeeseite abfallen sollte; aber mit heiteren oder auch nur zufriedenen Gesichtern hörten sie nicht.

„Ja, ja,“ sagte ein alter Gevollmächtigter, „da haben wir nun die Bescherung, und Proteste werden nicht helfen, da der Oberdeichgraf unserem Deichgrafen den Daumen hält!“

„Hast wohl recht, Detlev Wiens,“ setzte ein Zweiter hinzu; „die Frühlingsarbeit steht vor der Tür, und nun soll auch ein millionenlanger Deich gemacht werden — da muß ja alles liegen bleiben.“

„Das könnt Ihr dies Jahr noch zu Ende bringen,“ sagte Hauke; „so rasch wird der Stecken nicht vom Zaun gebrochen!“

Das wollten Wenige zugeben. „Aber dein Profil!“ sprach ein Dritter, was neues auf die Bahn bringend; „der Deich wird ja auch an der Außenseit nach dem Wasser so breit, wie Lawrenz sein Kind nicht lang war! wo soll das Material herkommen? Wann soll die Arbeit fertig werden?“

„Wenn nicht in diesem, so im nächsten Jahre; das wird am meisten von uns selber abhängen!“ sagte Hauke.

Ein ärgerliches Lachen ging durch die Gesellschaft. „Aber wozu die unnütze Arbeit; der Deich soll ja nicht höher werden als der alte,“ rief eine neue Stimme; „und ich mein', der steht schon über dreißig Jahre!“

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierohnd



ABC-Schützen von einst

Auf dem Pulte lag ein Zettel. Max Bauer, unser kleiner Klassenphilosoph, konnte nicht zur Schule kommen, da er, wie seine Mutter pflichtbewußt mitteilte, wieder „Ungeheuer brach“. Das war schade. Denn Max war ein Junge, der einem bestimmt fehlte, wenn man sich einmal an ihn gewöhnt hatte.

Seine Mutter wollte etwas ganz Besonderes aus ihm machen und schrieb daher in einem Briefe u. a. „denn etwas Schriftliches soll er, will ich haben, werden“. Also sollte ich mich um Max wohl auch besonders bemühen. Meine Bemühungen hatten Erfolg. Max lernte fleißig und hätte zu Ostern mit guter Zensur und ohne jegliches Bedenken versetzt werden können, wenn sich nicht auch hier das Unvollkommene aller menschlichen Verhältnisse und Einrichtungen gezeigt hätte.

Max hatte nämlich noch einen älteren Bruder, der beinahe nichts anderes mit Max gemeinsam hatte als den väterlichen Namen. Er lernte so gut wie gar nichts, sah bereits das zweite Jahr in derselben Klasse, in der sich neben ihm sein kleiner Bruder Max ausgezeichnet entwickelte, und sollte wieder sitzen bleiben, da er in allem vollkommen versagte. Das war nun schlimm. Denn schließlich kam es so, daß der jüngere Bruder in einer höheren Klasse saß als der ältere, und das konnte kaum allen daran Interessierten gleich sein. Da lag kurz vor der bewußten Osterversetzung wiederum ein Zettel auf dem Pulte. Ich glaubte, seinen Inhalt schon vor dem Entfalten und Lesen zu kennen: Die Mutter der beiden Jungen Ernst und Max Bauer würde um die Versetzung ihres Ernst bitten. Aber wie erstaunte ich beim Lesen! Daß Ernst, der Ältere, auch diesmal wieder sitzen bleiben müsse, galt für sie als feststehend, nicht jedoch die Versetzung ihres Max. Darum bat sie herzlich, daß dieser, ihr Jüngster, auch mit sitzen bleiben solle, damit ihr Ernst wenigstens „jemand Richtiges zum Abgucken und Vorsagen habe wie bisher“.

Leider konnte ihr dieser Wunsch nicht erfüllt werden. Ernst blieb allein zurück und mußte sich wohl oder übel dazu verstehen, von einem anderen als dem Bruder abzugucken, und das tat er denn auch sehr bald mit Eifer und Gewissenhaftigkeit reichlich und täglich, daß auch seine Mutter in dieser Hinsicht sehr zufrieden gestellt gewesen wäre, hätte sie ihren Ältesten dabei beobachten können.

Da fehlte Ernst zwei Tage hintereinander. Krank war er aber nicht, das wußten die Kinder. Als er am dritten Tag wieder zur Schule kam, drückte er mir fast stolz einen Zettel in die Hand, als wolle er sagen: „Ja, ja, ich habe nämlich nicht geschwänzt“, und auf diesem Zettel las ich als Begründung für die zweitägige Schulverjämmerung, „da wir vorgestern Begräbnis bei unserer Großmutter und gestern auch wieder Schweinefeschlachten hatten“. Das genügte.

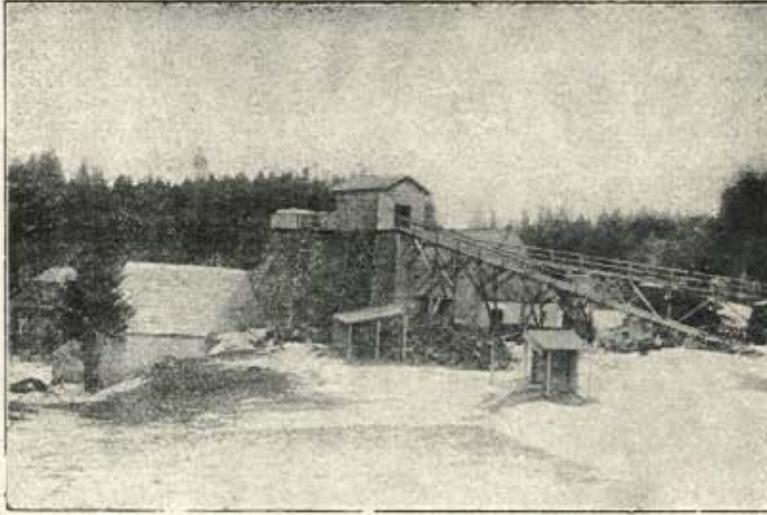
Gleich am Anfange der Schulzeit hatte ich mit Ernst wie mit Max allerlei durchzumachen, was das Wesen der beiden Jungen so recht kennzeichnete. So meldeten die Kinder eines Tages, daß unter Ernst's Platz eine Bißke sei und er auch eine nasse Hose habe. Aber meine Aufklärung und Ermahnungen halfen nicht sobald etwas. Ernst hatte seine Instruktionen von daheim anders aufgefaßt und erklärte in seiner trockenen, aber bestimmten Art: „Mei Mutter hot sat, in der Schul aufstehn un rimlaßn is e Schand“. Natürlich kam Ernst endlich noch zur Einsicht, so daß er beim nächsten Male tatsächlich von allein ab-

rückte und nur von der Tür aus mir zurief: „Aber de Huf knippst mr dann zu“. Daß mich Ernst übrigens für derartige Hilfen gerade noch für gut genug hielt, wunderte mich bald nicht mehr, da ich gelegentlich von seiner Mutter hörte, wie hoch mich Ernst zu jener Zeit selbst einschätzte. Ein älterer, würdig aussehender Lehrer hatte die Parallelklassen aufgenommen und ich war erst vom zweiten Tage an mit den Kindern in nähere Berührung gekommen. Daher hatte Ernst auch nur den Lehrer des ersten Tages für voll angesehen. So war's auch zu erklären, daß er auf die Frage der Mutter, was der Lehrer in der Schule erzählt habe, antwortete: „Mr ham noch gar kenn“, und auf die weitere Frage der Mutter, wer denn da Schule halte, mit Bestimmtheit behauptete: „E großer Gung“. Schwierigkeiten bot vor allem am zweiten Schultage der Kleinen das Feststellen der Namen. Da gab es eine ganze Reihe vollständig gleicher. Sogar Ruf- und Familiennamen waren mitunter dieselben, und es gab allerlei Fragen, bevor die Ordnung hergestellt war. Natürlich befand sich auch Ernst unter denen, die die Sache nicht erleichterten. Um zu sehen, ob er mich richtig verstanden habe, ob er nämlich nicht nur Bauer heiße, sondern sein Vater außerdem auch Bauer sei, fragte ich ihn, ob sie daheim Pferde und Kühe haben, worauf er mir verächtlich entgegnete: „Was verstiß: dä du von Bauern!“ Und damit hatte er recht, bestellte doch sein Vater die ganze Wirtschaft nur mit Rühnen. Ernsts Bruder, Max, gab beim Feststellen der Namen einen Beweis seiner philosophischen Veranlagung. Befragt, wie er heiße, antwortete er stets nur: „Max“ und auf jede weitere nach seinem Namen nur: „Weiter net!“ Erst als ich ihm am Schlusse dieser Feststellung auf den Kopf zusagte: „Du bist doch der Bauer,“ da belehrte er mich: „Ja, dem Bauer bi iech, aber Max heeß iech.“ So deutlich unterschieden die Kinder in seiner Heimat die Fragen: *Wem bist und wie heißt du?*, je nachdem, ob nach dem Familien- oder nach dem Rufnamen gefragt wurde. Max gab noch manche Probe seiner logischen Einstellung. Inwieweit dabei freilich wirkliches Denken, der Gleichklang der Worte, ein mehr gefühlsmäßiges Vermuten oder auch eine gewisse Erfahrung beteiligt waren, kann ich nicht mehr sagen, Tatsache blieb sie dennoch.

In einem Unterrichtsgespräche behauptete er mit aller Sicherheit, der Hund sei deshalb ein Säugetier, weil er „an die Stuhlbeune säuge“. Ein andermal, als ich mich vor dem Anschreiben an die Wandtafel nochmals umfah, um die Aufmerksamkeit der Kinder zu kontrollieren, rief er mir in aller Gemütlichkeit zu: „Schreib nerr, mr sehe se schie!“

Besonders erfreut war Max über jede Bereicherung seines Wortschatzes, ganz gleich, ob diese in der Schule oder außerhalb erfolgte. Eines Tages war ihm da die Bezeichnung „dummes Luder“ entgegengetreten als etwas Besonderes, nicht Alltägliches und das reizte ihn, ohne daß er freilich das Unfeine dieses Ausdruckes erkannt hätte. Mit diesem Neuen aber wollte er prahlen, daß alle staunen sollten. Da hatte er denn auch beim Kaffeetrinken in Anwesenheit von allerlei Besuch seiner Tante Martha sehr laut und vernehmlich die Mitteilung gemacht, daß sie ein dummes Luder sei. Aber der Beifall, den er erhofft hatte, war ausgeblieben. Nur einige andere, nicht gerade schmeichelnde Bezeichnungen, die ihm allein galten, hatte er anhören und darnach auch noch Abbitte tun müssen. Da war's ihm gar nicht sehr wohl dabei; aber prompt brachte er seine Abbitte vor: „Tante Martha, iech will sei nimmer sag'n, daß du e dummes Luder bist.“

Die Eltern der beiden Jungen leben schon längst nicht mehr und auch Ernst, der ältere von beiden, ist bereits gestorben. Ob Max etwas „Schriftliches“ geworden ist, weiß ich nicht. Seine Kenntnisse würden dazu ausgereicht haben. Sicher aber ist ihm das hier Erzählte nicht mehr in Erinnerung, da die einzelnen Begebenheiten nie als etwas Besonderes hervortraten, sondern nur im täglichen Verkehr mit den Kleinen als unauffällige Selbstverständlichkeiten erschienen. Vielleicht aber erinnert sich mancher Leser besonders jetzt in der Osterzeit dabei an die eigenen Erlebnisse aus Kindheit und Schulzeit, wie auch mich die Erinnerungen an die Erlebnisse mit meinen ehemaligen Schülern jederzeit erfreuen und sogar stärken. W. Th.



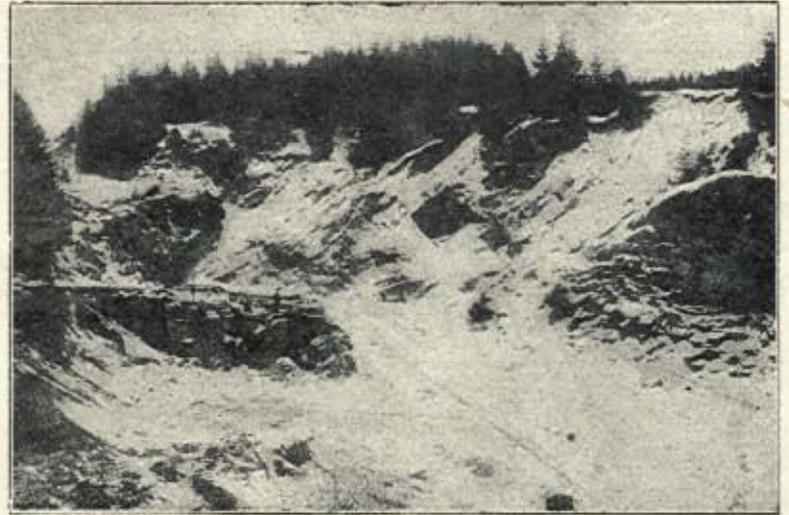
Zwei Bilder zu unserem Artikel der ersten Seite „Crottendorfer Marmor“

Beistehend geben wir noch zwei weitere interessante Aufnahmen vom Marmorbruch in Crottendorf wieder. Nebensteherndes Bild zeigt den Marmorbruch in seinem Zustand vor dem endgültigen Abbruch; untenstehendes Bild den Marmorbruch zurzeit der Schneeschmelze.



Zu untenstehendem Bilde.

Zu der großen Hilfsaktion der NS.-Volkswohlfahrt, die mit dem 1. April im ganzen Reiche unter dem Motto „Mutter und Kind“ begonnen hat, veröffentlichen wir nachstehende Aufnahme. Dieses Bild ist die Wiedergabe eines Stiches von Albrecht Dürer. Nebensteherndes Gedicht ist dem Bilde gewidmet.



Zum Hilfswerk „Mutter und Kind“

O Mutter, deiner Liebe Leuchten
 War meines Lebens erster Sonnenschein,
 Und deine Hände streichelten die feuchten
 Und bitteren Tränen meiner Kindheit blank und rein.

Schlug mir das Leben dann als Mann oft Wunden,
 Ward die Verzweiflung über meine Kräfte groß,
 In deinen Armen durste ich gesunden,
 Erlösung fand ich stets in deinem Schoß.

Und alles, alles hab' ich hingenommen
 Recht wie ein Kind als Selbstverständlichkeit.
 Doch heute, Mutter, will ich zu dir kommen
 In demutsvoller Kindesdanbarkeit.

Was du mir gabst, kann ich dir nimmer geben,
 Zu hoch strahlt deiner Liebe heil'ger Schein,
 Doch wirken will ich, Mutter, rastlos streben
 Um deiner Liebe immer wert zu sein!